

Marianne Philips  
Die Beichte einer  
Nacht

ROMAN

Aus dem Niederländischen von  
Eva Schweikart

Mit einem Nachwort von  
Judith Belinfante

Diogenes

Der Übersetzung liegt die  
2019 bei Uitgeverij Cossee bv, Amsterdam,  
unter dem Titel ›De biecht‹ erschienene Ausgabe zugrunde,  
die Originalausgabe ist 1930 bei  
Uitgeverij Van Dishoeck, Bussum, erschienen  
Copyright © 1930, 2019 Die Erben von Marianne Philips  
und Uitgeverij Cossee bv, Amsterdam  
Copyright © Nachwort Judith Belinfante und  
Uitgeverij Cossee bv, Amsterdam  
Covermotiv: Gemälde von Emilian Lăzărescu,  
›Cochetărie (Coquetry)‹, 1925  
Die Übersetzung dieses Buches  
wurde von der Niederländischen Stiftung  
für Literatur gefördert

**N**ederlands  
letterenfonds  
dutch foundation  
for literature

Die Übersetzerin dankt dem Land Niedersachsen  
für die großzügige Förderung ihrer Arbeit  
durch ein Stipendium des Niedersächsischen Ministeriums  
für Wissenschaft und Kultur

Alle deutschen Rechte vorbehalten  
Copyright © 2021  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
100/21/44/1  
ISBN 978 3 257 07142 9

I



Ich setze mich zu Ihnen, Schwester. Das ist nicht erlaubt, ich weiß. Aber ich mache es trotzdem – ich habe so lange nicht mehr auf einem Stuhl gesessen, an einem Tisch mit einer Lampe darauf.

Verstehen Sie, warum man Verrückte ins Bett steckt, als wären sie krank?

Ja, Sie wissen das natürlich, weil Sie Schwester sind. Ihr lernt bestimmt in Kursen, dass wir keine Verrückten sind, nur Nervenranke.

Aber das ist Unsinn. Wir sind sehr wohl verrückt. Ich liege jetzt schon sieben Monate hier im Saal, und nur Mevrouw Engberts ist wieder nach Hause gegangen, alle anderen sind in eine Anstalt gebracht worden.

Ja, Schwester, das konnte ich sehen. Wenn ein Auto vorfährt, und ein Patient wird von Schwestern oder Pflegern herausgeführt, beidseits fest untergehakt, dann ist doch klar, dass es nicht nach Hause geht. Nur Mevrouw Engberts ist ganz normal mit ihrem Mann nach Hause spaziert.

Sie haben Mevrouw Engberts nicht gekannt, sie war schon fort, als Sie zu uns kamen. Die Oberschwester hat gesagt, sie wäre bloß ein leichter Fall, ein bisschen überarbeitet. Ich war froh um ihren Anblick, die anderen waren alle so hässlich und unheimlich. Die ersten Wochen lag ich neben ihr, sie hatte solch ein nettes Gesichtchen und zog keine seltsamen Grimassen, nur furchtbar bleich war sie. Sie wollte auch nie reden, sie hat immer nur geschaut.

Ja, sie hatte normale Augen, genau solche wie die Schwestern und Ärzte. Nur reden wollte sie nicht. Das war sicherlich die Krankheit. Jetzt liegt Mevrouw Dieken in ihrem Bett neben mir. Die redet den ganzen Tag.

Furchtbar ist das, Schwester, wenn man neben einer liegt, die redet und sich selber nicht reden hört. Das ist, als müsste man die ganze Zeit zuhören, weil sonst niemand die Worte hört. Und man hört lauter Unsinn, aber trotzdem versucht man, etwas zu verstehen.

Heute Nachmittag bin ich von ihrem Gerede furchtbar müde geworden, es ging die ganze Zeit um einen Brief, den sie gerade schrieb. Sie kriegte ihn nicht zu Ende, suchte in einem fort nach dem letzten Satz. Das macht jeder so, der einen Brief schreibt, weil der letzte Satz genau zu dem passen

muss, was schon dasteht, aber irgendwann kommt man doch darauf, wie er heißen muss.

Heute hat Mevrouw Dieken aber ewig lange gesucht. Immer wieder meinte sie, den Brief fertig zu haben, dann zog sie mit dem Finger einen langen Strich über das Bettlaken, aber gleich darauf wischte sie ihn wieder aus, und weiter ging es mit Reden und Schreiben und Buchstabieren.

Es war ein Brief an ihre Mutter, die tot ist. Eigentlich ist es doch komisch, dass eine sechzigjährige Frau an ihre tote Mutter schreibt. Mir ging auf die Nerven, dass sie laut sagte, was sie schrieb, und dass ich einfach nicht weghören konnte.

Von der Teezeit bis zum Abendbrei hat sie geschrieben, immerzu mit dem Finger auf das Bettlaken. Als der Brei kam, hörte sie damit auf, sie hat gerochen, dass er angebrannt war.

Nein, Schwester, ich gehe nicht ins Bett, ich bin überhaupt nicht müde. Lassen Sie mich ein bisschen bei Ihnen sitzen. Es ist so wunderbar, dass alle schlafen und der ganze Saal still ist. Jetzt höre ich nur mich selber, wenn ich rede. Jetzt ist es gerade so, als würde ich in einem Zimmer mit einer Bekannten zusammensitzen, die mir zuhört. Ganz normal an einem Tisch, auf den Licht fällt. Für wen machen Sie den Schal, Schwester? Für sich selber? Nun antworten Sie doch mal.

Warum sagen Sie nichts? Ich gehe sowieso nicht ins Bett – es ist warm heute Nacht, und ich habe ein Flanellnachthemd an. Außerdem sitzt es sich so wunderbar auf einem normalen Stuhl.

Da liegt eine Schere in Ihrem Nähkörbchen. Lustig, das fällt mir jetzt erst auf. Sie glänzt schön, Schwester. Ich habe seit sieben Monaten keine Schere mehr in der Hand gehabt und früher jeden Tag. Ich hatte ein Etui mit vier guten Stahlscheren, lauter verschiedene. Eine Stickschere und eine Knopflochschere und eine gewöhnliche und eine ganz große zum Stoffzuschneiden.

Der Schal wird hübsch, Schwester, der hält Sie schön warm, wenn Sie Nachtwache haben.

Dabei machen Sie ihn bestimmt nicht für sich selber.

Lustig ist das, wie ihr bei den Wachen dauernd für andere Leute strickt und häkelt, wird das nie langweilig?

Ich habe früher auch für andere gestrickt und genäht – ach ja – wenn man aus einer großen Familie kommt ... Und später natürlich für Lientje und Hannes – aber das waren keine anderen.

Warum sehen Sie mich jetzt an, Schwester? Liebe Güte! Habe ich doch etwas gesagt – über Hannes?



Geben Sie acht, Schwester! Oma wacht auf, gleich wird sie sich umgedreht haben. Am besten, Sie bringen ihr schnell die Bettpfanne, sonst müssen Sie hinterher saubermachen!

Oh, Schwester, warum schließen Sie die Schere vor mir weg? An die habe ich gar nicht mehr gedacht.

So, das ist erledigt, setzen Sie sich her zur Lampe. Oma schläft schon wieder. Sie hat nicht einmal gemerkt, dass Sie ihr geholfen haben.

Vorige Woche ist es bei ihr das letzte Mal ins Bett gegangen. Und das war so richtig furchtbar. Schwester Dora hatte Dienst, hat sie nicht davon erzählt? Wir haben alle geschlafen, vielleicht war Schwester Dora auch eingenickt, denn Oma lag bereits völlig in ihrem Dreck – und was für ein Dreck, Schwester.

Und dann hat Oma sich aufgesetzt, das habe ich gesehen, weil ich von dem Gestank wach geworden war. Und sie griff da auch noch rein und schmiss alles aufs Bett von Juffrouw Smit neben ihr.

Oma hasst sie, man sollte ja meinen, senile Menschen können nicht mehr so garstig sein, aber wenn Oma nicht zu viel Angst hätte, würde sie Juffrouw Smit glatt umbringen. Das kommt daher, dass Juffrouw Smit sie gängelt. Neulich hat der Arzt gesagt,

Oma dürfe nicht mehr vom Bett aufstehen, man hat ihr die Pantoffeln weggenommen, und darum wollte sie die von Juffrouw Smit anziehen, die daraufhin nach der Schwester gerufen hat. Und da bekam Oma Schelte – ist es nicht verrückt, Schwester, dass senile Menschen wieder genauso weinen wie Säuglinge?

Schwester Dora musste beide baden, mitten in der Nacht. Aber im Saal stank es ganz furchtbar – und alle anderen lachten und schrien.

Schwester, denken Sie nicht auch manchmal, Sie wären in der Hölle? Als man mich hergebracht hat, war ich mir erst ganz sicher, in der Hölle gelandet zu sein. Ich habe die Leute hier, die Frauen, alle für Hexen gehalten.

Haben Sie schon mal von Hexen gelesen, die im Kreis tanzen und mit wehenden Haaren durch die Lüfte fliegen? Bei meiner Großmutter hing so ein Bild, später habe ich gesehen, dass es aus einer Oper war, aber als kleines Kind habe ich mich kaum hinzuschauen getraut.

Juffrouw Smit hat richtige Hexenaugen. Sie guckt, als hätte jemand sie gemein gekniffen und sie müsste nun auch wen kneifen.

An Heiligabend ... aber vielleicht war es auch ein anderer Abend, ich komme mit den Tagen durcheinander.

Es gab Plätzchen zum Tee, und die Schwestern sangen, wissen Sie noch? Wann war das, Schwester?

An dem Abend standen hier auf einmal alle auf ihren Betten, und dann stiegen sie raus. Das hatte ich noch nie erlebt, weil ich erst kurz hier war – dass mal eine aus dem Bett gestiegen ist, das schon, aber nie so viele auf einmal. Oh, Schwester, sie sind so fürchterlich hässlich. Oma hat Krampfadern und Juffrouw Smit einen schwarzen Bart, früher hat sie sich bestimmt rasiert, aber ihr Schwestern macht das natürlich nicht. Und Mevrouw Engberts' Nachthemd war voller Flecken, und Mevrouw Thysselt hinkte und hatte keine Zähne im Mund, weil ihr künstlicher Fuß und ihr Gebiss weggeräumt waren.

Und dann tanzten sie alle miteinander. Ja, weil ihr unten Musik gemacht habt, das war doch wohl Weihnachtsmusik, wahrscheinlich habt ihr für die Ruhigen gesungen. Ich konnte es gut hören, Schwester Eva hatte die Tür aufgemacht, neben der ich lag. Ja, dann tanzten sie alle miteinander, und Oma sprang auf nackten Füßen umher, die sind ganz blau, und Mevrouw Dieken verlor ihr Hemd, sie war so weiß und so dick – wie ein aufgeplatzter Pilz.

Je länger sie tanzten, desto wilder ging es zu, und Juffrouw Smit bekam einen Schreikrampf, deshalb musste Schwester Eva die Tür zumachen, und weg

waren die Weihnachtslieder. Trotzdem tanzten alle weiter, sie drehten sich und flogen und wirbelten immer schneller herum – da stand ich plötzlich auf, weil ich glaubte, auch eine Hexe zu sein und mit-tanzen zu müssen. Aber ich musste ganz furchtbar weinen, weil ich eine Hexe geworden war. Damals war ich mir sicher, in der Hölle zu sein, wegen Lientje.

Sie brauchen mich nicht so anzugucken, Schwester. Ich weiß sehr wohl, was ich gesagt habe. Lientje – ich weiß auch, dass ich ihretwegen in der Hölle bin. Nein, ich bin nicht verrückt – mir ist jetzt klar, dass dies hier nicht die Hölle ist – bis auf die wenigen Male, die ich wieder vergesse, dass ich in einer Nervenklinik in der normalen Welt bin.

Ich bin hier allein in meiner eigenen Hölle.

Nein, Schwester, schauen Sie nicht zur Klingel, ich bekomme keinen Anfall, ich hatte nur einen einzigen – bevor man mich hierhergebracht hat. Lassen Sie mich einfach reden. Ich weiß genau, was ich sage. Ich weiß auch, dass es auf Ihrer Uhr zehn nach halb zwölf ist – Ihr Dienst dauert bis sechs, nicht wahr?

Nein, Schwester, ich gehe nicht ins Bett. Lassen Sie mich einfach dasitzen. Und schauen Sie mal durchs Oberfenster! Der Himmel hinter dem Maschendraht ist blau. Jetzt steht der Mond irgendwo

über einer Gracht oder einem Teich, Schwester, und die Nacht ist warm. Draußen sind bestimmt noch Leute unterwegs, zusammen, Arm in Arm, sie gehen langsam an den Häusern entlang bis vor die eigene Tür. Dort lassen sie einander los, und der Mann steckt den Schlüssel ins Schloss.

Seltsam, vorhin, ehe ich aufgestanden bin, um mich zur Lampe zu setzen, habe ich geträumt, ich habe von einem Schlüssel geträumt, der in ein Schloss gesteckt wird, *klick* macht es, und die anderen Schlüssel am Bund klirren – das ist ein so heimeliges Geräusch, Schwester – wenn ein Mann nach Hause kommt und seinen Schlüssel ins Schloss steckt.

Ach so, das kennen Sie natürlich nicht. Tja, schade für Sie.

Das reizt mich zum Lachen. Sie sind eine ordentliche, nette Pflegerin, und ich bin ein schlechter Mensch, weil ich meine eigene Schwester ... nein ... eine Verrückte, die unter Beobachtung steht, weil ihr Anwalt das für nötig hält. Und dann bedaure *ich Sie*. Kurios ist das.

Wie alt sind Sie?

Nein, das sagen Sie den Patienten natürlich nicht; eigentlich seid ihr viel zu jung, um hier bei uns zu sein. Manchmal denke ich, nur gewöhnliche Menschen, die sehr alt geworden sind, verstehen uns.

Aber Sie haben noch kaum graue Haare, älter als dreißig werden Sie nicht sein. Ich habe mir in dem Alter die ersten grauen Haare ausgerissen, ganz vorsichtig – machen Sie das doch auch, Schwester –, warum sollte man älter aussehen, als man innerlich ist?

Lientje hatte prachtvolles Haar, goldblond, es wellte sich so schön, dass die Wellentäler rotbraun erschienen, aber um die Kopfrundung glänzte es wie Gold.

So schönes, weiches blondes Haar. So voll. Es wehte im Wind, Lientje trug ja nie einen Hut.

Wären auch nur *ein paar* graue Haare in all dem Blond gewesen, Schwester – dann hätte ich es nicht getan ...

Hören Sie nur, wie Mevrouw Boenders murmelt – sogar im Schlaf sagt sie Texte auf. Was für eine furchtbare Krankheit ist das bloß, die Mevrouw Boenders hat? Den lieben langen Tag sagt sie Texte auf, einen nach dem anderen, nichts als Texte, die aber nicht zusammenpassen, und trotzdem sehe ich an ihrem Blick, dass sie zufrieden ist, weil die Texte so schön aufeinanderfolgen.

Ich hatte keine Ahnung, dass es so viele Texte gibt – in der Schule brauchte ich nur einen pro Woche zu lernen –, Mevrouw Boenders aber kann gut

eine Stunde am Stück Texte hersagen, immer wieder andere, bis sie außer Atem ist. Und am Ende stellt sie sich kerzengerade auf ihr Bett und sagt mit ihrer rauhen Stimme jedes Mal das Gleiche: »Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab ...« Das sagt sie dann noch viele Male, bis sie einen Anfall bekommt.

Warum hat jeder Text seine eigene Leier, das ist hässlich, Schwester, schon in der Schule fand ich das hässlich. Und auch heute mag ich es nicht hören – neulich wurde ich müde, so müde –, ich schrie Mevrouw Boenders an, dass sie aufhören solle, aber da bekam sie einen Anfall und stürzte sich auf mich. Sie hat ganz magere Arme und knochige Hände, sie kniff mich, bis ich blaue Flecken hatte. Die Schwestern haben ihr dann kalte Umschläge gemacht.

Sie haben Mevrouw Boenders noch nie so erlebt, während der Nachtwachen sind alle ruhiger. Darum will ich jetzt unbedingt aufbleiben, es ist einfach wunderbar, dass einem nichts in den Ohren gellt. Wenn es in einem Zimmer still ist, kann eine Fliege summen oder ein Wasserkessel sirren oder ein Mensch Seiten umblättern, und doch bleibt es still. Ich meine so, dass sich nichts verändert an der Welt.

Sehen Sie, Schwester, jetzt räumen Sie den Schal

weg und nehmen sich die Näharbeit vor – das machen Ihre Hände von allein, und niemand hört, dass sich etwas verändert. So haben wir viele Abende beisammengesessen, in der Stille, ohne dass sich was veränderte – Lientje und ich und Hannes – und Hannes ...

Ja. Als Lientje noch am Tisch ihre Hausaufgaben machte.

Schwester, Sie nähen immer weiter und schauen mich nicht an. Wissen Sie, das ist das Schlimmste hier. Dass ihr nicht zuhört. Wenn wir reden, reden wir gegen die Wand, denn ihr habt euch das Weghören angewöhnt.

Wir sind doch nicht alle so verrückt, dass man uns nicht zuhören kann, oder? Ich weiß schon, manchmal ermüdet einen das Zuhören sehr, aber was ich Ihnen heute erzähle, das können Sie sich doch anhören! Ich möchte gern mit einem anderen Menschen reden, selber höre ich ja meine Stimme und meine Worte, aber heute kann ich es nicht ertragen, dass sie ungehört zu mir zurückkommen, ich möchte gern, dass Sie etwas begreifen, Schwester – gäbe es doch nur jemanden, der begreift ...

Wenn ich beim Arzt im Untersuchungszimmer bin, kann ich nicht sprechen, weil ich ständig seine Hand mit dem Füllhalter sehe, die alles aufschrei-



ben will. Er hat schwarze Haare auf dem Handrücken, und seine viereckigen Fingerspitzen drücken auf den Füllhalter, als wollte er unbedingt schreiben. Aber *ich* kann deswegen nicht sprechen. Die ganzen Monate über habe ich nichts zu dem Arzt sagen können, und trotzdem lässt er mich jede Woche zweimal ins Untersuchungszimmer kommen.

Oh, beim ersten Mal, als die Schwestern mich holten, um mich hinzubringen, war ich furchtbar froh. Eine ganze Woche hatte ich schon in der Hölle gelegen, ich wusste gar nicht mehr, dass ich noch durch diese Tür gehen kann, zu der ihr alle einen Schlüssel in der Tasche habt. Und auf einmal kam Schwester Eva mit Schwester Marie, sie sagten, ich dürfe aufstehen, sie zogen mir ein Kleid an und fassten mich rechts und links unter – Schwester, Sie können sich nicht vorstellen, was das für ein Gefühl ist, wenn man sich in der Hölle glaubt und spürt mit einem Mal wieder Menschen neben sich –, und dann führten sie mich zur Tür hinaus, und es ging durch einen Flur, vorbei an einem Fenster ohne Gitter. Und mit einem Mal stand ich in einem Raum mit drei großen Fenstern – eines davon weit offen, und die Winterluft war schon sonnig und roch nach Frühling.

Da musste ich ja denken, dass die Schwestern Engel sind, die mich aus der Hölle geholt hatten

und in den Himmel bringen, das ist doch klar, das würde jeder denken! Aber es war das Untersuchungszimmer, wie ich jetzt weiß, und der Professor lachte, als ich fragte, ob er der Allmächtige sei, der über mich richtet. Und zu den Schwestern sagte er: »Bringt sie nur wieder fort.«

Ob so ein Professor weiß, wie es ist, wenn man durch ein offenes Fenster geschaut hat und dann wieder in einen Saal zurückmuss, wo die Fenster Gitter und Maschendraht haben? Wohl eher nicht – sonst könnte er nicht weiterleben und Professor sein.

Später konnte ich nie mehr Antwort geben, wenn der Professor etwas fragte, es war immer, als ob eine Klemme an meinen Gaumen drückt, Sie wissen schon, so eine Klemme, die der Zahnarzt einem vor dem Plombieren in den Mund setzt. Weil ich nie ein Wort zu dem Professor sage, redet er jetzt über mich, als wäre ich ein Ding, das weder hört noch sieht – als Schwester Eva mich gestern zu ihm brachte, sagte er: »Bitte im Untersuchungszimmer abstellen.«

Verrückt, oder? Ein Professor weiß doch, dass man sehr wohl hören kann, auch wenn man nicht spricht.

Sehen Sie, Schwester, jetzt haben Sie mir kurz zugehört, wahrscheinlich, weil ich von dem Profes-

sor und dem Arzt gesprochen habe. Hören Sie mir jetzt auch zu, wenn es um mich geht? Ich habe das so sehr gehofft, als ich vorhin Ihr Gesicht im Lampenschein gesehen habe.

Jetzt ist es zwölf auf Ihrer Uhr.

Da schlägt auch schon die Turmuhr – hören Sie – eins, zwei, drei ... zwölf Schläge. Nun sind schon vier Stunden von Ihrem Dienst vorbei, Schwester.

Eigentlich ist es mir egal, ob Sie zuhören oder nicht. Ich erzähle sowieso alles. Vielleicht tun Sie auch nur so, als ob Sie mich nicht hören, weil man euch in Kursen beibringt, nicht auf den Unsinn einzugehen, den wir reden.

Ja, wahrscheinlich könntet ihr nicht einfach weiterleben, wenn ihr uns zuhören würdet.

Aber ich rede keinen Unsinn, ich habe noch nie welchen reden können – mag sein, ich bin verrückt, aber Unsinn rede ich nicht, und Sie werden mir zuhören, Schwester; bis die Ablösung kommt, erzähle ich alles, und Sie werden es nicht vergessen, das sage ich Ihnen.

Nein. Ins Bett gehe ich nicht, das ist nun das erste Mal in sieben Monaten, dass mein Mund sich auftut, jetzt gehe ich nicht mehr schlafen. Wenn Sie mich ins Bett bringen, schreie ich die anderen wach – und dann ist es aus mit Ihrer ruhigen Nachtwache, Schwester.

Nun machen Sie doch wieder Ihr liebes Gesicht. So wie vorhin unter der Lampe, als die Oberschwester auf ihrer Runde vorbeikam. Ach, im Grunde ist es ja egal, ob Sie lieb sind – Sie sind ein Mensch mit Ohren, Sie müssen mich anhören, ob Sie es nun begreifen oder nicht.

Hören Sie, jetzt schlägt die andere Turmuhr – die ist immer ein bisschen später dran – sie hat einen dumpferen Schlag als die erste – diese höre ich immer, auch im Schlaf.

Als ich erst kurz hier war, habe ich dagelegen und gewartet, jede Viertelstunde auf die nächste, von einer Viertelstunde zur anderen habe ich auf die Glockenschläge gewartet. Es ist doch wunderbar, dass Maschendraht keine Geräusche abhält, so kann ich immer noch die Glocken hören, die ganz oben im Turm hängen, wo nur noch der Himmel ist.

Wissen Sie, dass ich unter einem Turm geboren bin?

Ja, ich fange jetzt beim Anfang an, und Sie nähmen meinerwegen weiter, das spielt keine Rolle – Sie haben auch keinen Füllhalter, um alles für einen Anwalt aufzuschreiben, der es in die Zeitung bringen kann – nichts spielt jetzt eine Rolle – Sie hören ja nicht einmal zu.

Das Haus wirkte niedrig neben dem Turm, es hatte nur ein Obergeschoss, aber dafür hohe Fenster, alle genau gleich hoch. Die Tür war in der Mitte, eine breite grüne Tür mit grauem Gitterwerk, wenn man in den weiten Flur mit den roten Bodenfliesen kam, sah man gleich, dass an jeder Seite ein Zimmer war. Oben waren drei Zimmer, versteht sich, jedes mit einem hohen lichten Fenster.

Wenn ich aus der Kinderschule kam, habe ich die Fenster gezählt – ich konnte gerade bis fünf zählen, darüber wurde es schwierig.

Bei der Geburt meiner vierten Schwester war ich fünf Jahre alt, im Sommer darauf kam ich in die große Schule, und ich weiß noch sehr gut, wie ich zum ersten Mal sechs Hölzchen nebeneinanderlegen konnte, genau an dem Tag, als mein Brüderchen geboren wurde. Er war das sechste Kind.

Meine Mutter hatte zehn Kinder, Lientje war das zehnte, sie war allerdings ein Nachkömmling, als sie auf die Welt kam, war ich schon siebzehn. Noch immer denke ich so bei mir: Wir sind zu neunt – wie ich das früher zu Leuten gesagt habe, die danach fragten –, und hinterher erst fällt mir ein: Lientje war auch da – dann sage ich: »Mutter hatte zehn Kinder.«

Ich war die Älteste und habe erlebt, wie das Haus voll wurde. »Bürgerhaus« stand auf dem Versteige-

rungszettel, als es verkauft werden musste, und ein Bürgerhaus war es auch. Wir aßen zweimal die Woche Rindernes und sonntags einen Braten – was es unter der Woche gab, war manchmal reiner Speck –, aber in der Schule sagte ich: »Bei uns zu Hause gibt es dreimal in der Woche Fleisch.«

Komisch, dass Schulkinder gern alles voneinander wissen wollen, übers Essen und Trinken und die Kleider und alle möglichen Alltagsachen bis hin zu Klogeheimnissen, man kann gar nicht genug davon erzählen. Aber was wirklich wichtig ist, das erzählt kein Kind – das ist etwas ganz anderes, und man könnte auch gar nicht darüber sprechen, weil einem die Worte dafür fehlen. Was wirklich wichtig für die Menschen ist, braucht vielleicht nie gesagt zu werden, sonst gäbe es ja Worte dafür.

Aber von dem Turm kann ich nun schon erzählen, schließlich bin ich kein Kind mehr. Der Turm war ein Riese, er ragte über unserem Haus auf. Wenn ich in die Straße eingebogen war, sah er, wie ich näher kam. Er hatte Macht über unser niedriges Haus; wenn es versucht hätte, von dort, wo es stand, fortzulaufen, dann hätte der Riese seinen schweren Fuß daraufgesetzt, darum lief es nicht fort, es duckte sich nur ganz tief zusammen, weil es vor dem Fuß Angst hatte.

Aber ich hatte keine Angst vor dem Riesen, ich

bog in unsere Straße ein und kam immer näher, manchmal sprang ich dabei Seil oder kickte einen Kiesel vom Hüpfkästchen vor mir her, ein andermal tanzte ich so vor mich hin, aber mir war stets bewusst, dass der Riese mir nichts tun konnte, weil ich dafür zu klein war; wenn er seinen Fuß auf mich gesetzt hätte, wäre da immer noch eine Höhlung geblieben, in die ich hineinpasste. Deswegen traute ich mich auch, zu ihm emporzuschauen, ich zählte die großen Glocken in seinem offenen Kopf; wenn die größte zur vollen Stunde dröhnend schlug, dachte ich, mach nur, du tust mir nichts – dein lautes Läuten weht fort, zum Meer.

Ja. Unser Städtchen lag am Meer. Zwar nicht am richtigen, großen Meer, aber doch an einem breiten Meeresarm mit Wellengang.

Vor dem Meer hatte ich schon ein bisschen Angst, weil man bei ihm nie wusste, woran man war – es war dauernd in Bewegung, manchmal leckte es ganz unten an der Deichbefestigung, wo die Algenschwaden träge hin und her wogten, ein andermal reichte es bis oben an den Deich und schleuderte gelbe Schaumflocken über die Steinmauern des Hafens. Aufs Meer schaute ich am liebsten von weitem, dann war es ein schöner Anblick, wie die Wellen alle zugleich atmeten.

Seltsam, jetzt beim Zurückdenken ist es gerade

so, als wären bloß der Turm und das Meer wichtig gewesen. Der Turm stand hoch über dem Haus, und der Schulweg führte am Hafenkai entlang. Aber in Wirklichkeit waren auch die Schule und das Haus sehr wichtig, daran erinnere ich mich wieder. Nur muss ich dafür ein geschlossenes Fach in meinem Kopf aufmachen. Eine zugemauerte Nische – jetzt habe ich sie aufgebrochen –, wie klein und beengt wird alles. Mir ist wieder ganz so zumute wie damals auf der Fußmatte, wenn die Haustür zwischen mir und der Straße zugefallen war.

Innen im Haus war alles ganz echt und natürlich sehr wichtig, das einzige Echte – da ging es um Essen und Trinken und Schlafen, und es hieß aufpassen, dass Vater einem keinen Klaps gab. Aber es war furchtbar bedrückend, weil nie etwas anderes passierte als das Alltägliche – Tassen waren abzutrocknen, und immerzu musste ein kleines Geschwisterchen sein Fläschchen bekommen und roch dann säuerlich aus seiner Wiege.

Ich habe die Kleineren mit dem Fläschchen gefüttert und sie gewindelt, ich war ja die Älteste. Ich habe auch immerfort einen Kinderwagen in der Straße hin und her geschoben, von der Drogerie bis zum Textilgeschäft immer hin und her auf dem Trottoir. Wenn ich mit dem sperrigen Wagen unterwegs war, hatte ich den Eindruck, es würde auf der



Straße genauso riechen wie in unserer Wohnstube – so ölig, nach einem Docht, auf dem schon ewig lange Kaffee in der Kanne köchelt.

Der plumpe Korbkinderwagen war mir furchtbar zuwider, ich habe ihn gehasst, ja, gehasst. Weil er nie leer wurde. Immer wieder wurde er neu angestrichen, dann bezog Mutter auch die Zudecke frisch – und ich wusste, dass bald wieder ein kleines hilfloses Kindchen darin liegen würde, das herumgekarrt werden musste, bis es kräftig und lästig wurde und herausklettern wollte.

Einmal, als ich von der Schule kam, stand der Wagen wieder hergerichtet auf den roten Fliesen im Flur. Ich hatte mit Murmeln gespielt und darum schmutzige Hände. Da habe ich mit den Fingernägeln zwei lange schwarze Kratzer in die frische weiße Farbe gemacht. Wunderbar war das, ich habe dabei gelacht. Mutter muss es gesehen haben, sie kam gerade aus der Stube, aber sie gab mir keinen Klaps, sondern strich mir übers Haar, und da lachte ich nicht mehr. Am Abend habe ich im Bett ganz furchtbar geweint, weil es bei uns zu Hause einfach nie anders werden wollte, als es war, weil jeden Mittag das schmutzige Geschirr gespült werden musste, weil Windeln zu waschen waren und weil der Kinderwagen wieder hergerichtet war und man nichts dagegen tun konnte, dass er dauernd voll war.

Verstehen Sie das, Schwester? Ach nein, das verstehen Sie natürlich nicht. Sie haben ein so feines, vornehmes Gesicht – Sie kennen all so was nicht. Bestimmt sind Sie Krankenschwester geworden, um ein nützlicher Mensch zu sein.

Wollen Sie nicht mal versuchen, mich zu verstehen, es war doch alles genau so, wie ich es sage – alles ist wirklich passiert, mir selber.

Ich wollte schon früh von zu Hause weg, nützlich sein wollte ich nicht, so etwas hatte ich nicht im Sinn. Morgens wurde ich schon mit solch einem Widerwillen gegen den neuen Tag wach, dass mir vom Anblick des Frühstücksbrots schlecht wurde, darum nahm ich es für die große Pause mit. Und es wurde immer schlimmer – schließlich habe ich mir fest vorgenommen, von zu Hause wegzulaufen.

Einmal, an einem Samstagnachmittag, bin ich über den halben Deich bis zum Leuchtturm gegangen, in meiner Tasche hatte ich ein Täfelchen Schokolade und die vierunddreißig Cent aus meiner Sparbüchse – damit, so glaubte ich, würde ich eine Woche lang altbackene Brötchen kaufen können. Eine unglaubliche Wonne war es, das Haus hinter mir gelassen zu haben und in die Welt hinauszugehen – ich war wohl eine halbe Stunde lang glücklich.

Merkwürdig. Jetzt, da ich an die vielen versunke-

nen Jahre denke, ist diese halbe Stunde noch ganz da, sie ist wahrscheinlich das Herrlichste, was ich je erlebt habe. Ich sah, dass die Bäume regungslos verharrten, weil sie innerlich leise lachten, aber ich wusste, dass sie mir nachschauten. Die Wolken zogen ganz ruhig vor mir her, um den Weg zu weisen, und der Sommerwind blies so sanft in meinen Nacken, als würde er atmend hinter mir hergehen, ich weiß noch gut, wie lau die Luft war.

Aber als ich dem Leuchtturm näher kam, fand ich es auf einmal seltsam, dass ich da herumliefe wie ein Zigeuner, der kein Zuhause hat. Ich kannte den Leuchtturmwärter, weil Vater öfter Malerarbeiten am Turm erledigte. Einmal durfte ich ganz hinaufsteigen, wo der Wärter mir seine Lampen gezeigt hat. Es waren noch Öllampen, die ihm viel Arbeit machten, aber sie sahen sehr sauber aus, da droben war alles blitzblank. Der Leuchtturmwärter selber war auch sehr sauber, ein ehemaliger Soldat mit einem buschigen grauen Schnurrbart und einer geraden breiten Nase. Nur seine Hände konnte er nicht sauber halten, weil er so viel putzen und immerzu Petroleum nachfüllen musste, darum gab ich ihm nicht die Hand, als ich mich vor dem Weggehen bedankte. Aber später musste ich jedes Mal an ihn denken, wenn abends die Lichtbündel über unser Haus hinwegstrichen, so regelmäßig wie das

Ticken der Uhr, dann dachte ich: Fein, jetzt tut er seine Arbeit.

An dem Nachmittag, als ich weggelaufen war, hatte ich überhaupt nicht an ihn oder an den Leuchtturm gedacht, ich ging den Deich entlang, weil es so herrlich ist, wenn man über Wiesen mit Rotklee und Wiesenschaumkraut schaut. Und dann war ich unversehens beim Turm.

Der Wärter stand sehr groß und aufrecht unten in dem kleinen Blumengarten, er hatte mich gesehen und winkte. Ich musste wohl oder übel hingehen und ihm die Hand geben, und mit einem Mal war da der stechende Geruch nach Öl und Putzpaste, der so lange an den vom vielen Putzen schwarzen Fingern haften bleibt.

Der Geruch erinnerte mich daran, dass Mutter gerade ihre Samstagarbeit machte. Ich hatte nicht zu ihr hingeschaut, als ich wegging; sie durfte ja nicht merken, was ich vorhatte, aber jetzt wusste ich wieder ganz genau, dass sie jeden Samstagnachmittag den kupfernen Blumentopf putzte, der zu Hause am Fenster stand.

Ich bin noch etwa hundert Schritte gegangen, dann musste ich mich an den Wegrand setzen. Ich schloss meine Hände um zwei dicke Grasbüschel, das ist herrlich, man hält den süßen Grasduft fest, die Halme sind weich und feucht. Ich drückte mein

Gesicht ins Gras, haben Sie das schon mal gemacht, Schwester? Auf der ganzen Welt gibt es nichts Herrlicheres – für ein Kind.

Aber die Putzpaste ließ mich nicht los – ich konnte das Gras schon kaum mehr riechen; mir wurde klar, dass ich eigentlich nach Hause musste und fürs Sonntagsessen Kartoffeln schälen. Als ich mich aufsetzte, war der Leuchtturm wieder ganz normal das Ende eines Spazierwegs, und jenseits davon lag nicht mehr die Welt.

Ich habe meine Schokolade trotzdem aufgegessen, ich sehe noch, wie das zusammengeknüllte Stanniolkügelchen im Gras lag, als ich umkehrte, um wieder in Richtung Stadt zu gehen.

Auf einem Deich, der zum Meer hinführt, geht es sich ganz anders als auf dem gleichen Deich, wenn er der Rückweg in die Stadt ist. Man sieht dann, wie die Vierecke der Häuser rasch wieder größer werden. Meine Füße waren bleischwer, als ich im Schatten des Eisenbahnviadukts ging – später hatte ich an dieser Stelle immer das Gefühl, dort fängt die Stadt wieder an.

Das war mein einziges Kindheitsabenteuer – heute wundert es mich, dass ich mir das so gut gemerkt habe. Ich habe auch nie mehr versucht, von zu Hause wegzulaufen, mir war endgültig klar, dass Kinder so etwas nicht können.

Als wir am Abend bei Tisch saßen, um Brei zu essen, Buttermilchbrei mit Sirup, da war ich wieder ganz normal zu Hause bei den anderen, es hat mir, glaube ich, gefallen, am Tisch mit dem sauberen weißen Wachstum zu sitzen, vor mir einen weißen Teller mit einem Blechlöffel. Aber als der Brei aufgetan war und ich die Augen geschlossen halten musste, weil Vater betete, war der Buttermilchgeruch auf einmal so scheußlich stechend, dass ich zusammensackte.

Ich schaute in Vaters Augen, als ich wieder zu mir kam, den Moment werde ich nie vergessen. Er musterte mich wie in der Werkstatt einen Schrank oder Tisch, der neu gestrichen werden muss, ganz genau und eingehend. Vater hatte kleine hellblaue aufmerksame Augen. Er sagte zu Mutter, in meinem Alter käme das vor, dann aß er seinen Teller leer und dankte.

Vater aß immer sehr gemächlich, er aß alles, was er bekam, allerdings schlürfte er laut, das fand ich schon damals sehr hässlich.

Mutter war mit mir beim Kassenarzt, der sagte, es sei Blutarmut und ich solle Eisentabletten nehmen und Milch trinken – damals mussten Kinder, denen etwas fehlte, immer Milch trinken. Bei uns in der Schule stand eine ganze Reihe Milchflaschen von Kindern, die schwächlich waren, morgens und

mittags standen wir nacheinander auf, um einen Becher zu trinken, dabei gingen wir auf Zehenspitzen, um die anderen nicht zu stören, und mit den Händen auf dem Rücken, so gehörte sich das.

Ein großer Becher kalte Milch im Magen fühlt sich eklig an, mich schauderte es jedes Mal, wenn er leer war. Schade nur, dass ich davon nicht mehr Farbe bekommen habe, die teure Milch bedeutete nämlich ein Opfer für Mutter, aber ich war und blieb bleich. Daraufhin gab sie mir abends auch noch Lebertran. Es dauerte immer sehr lange, bis ich den Lebertran nicht mehr im Mund schmeckte und einschlafen konnte.

Können Sie sich vorstellen, dass ich jetzt am liebsten den Kopf auf die Tischplatte legen würde, Schwester, um zu weinen, alle Tränen zu weinen, die ich in meiner Kindheit zurückgehalten habe? Denn sehen Sie, ich bin nicht mehr ich selber, ich bin das kleine Mädchen von früher und spüre seinen entsetzlich drückenden Kummer. Er ist ganz anders als Erwachsenenkummer, tut aber so weh, dass ich schreien könnte.

Nein, bitte, legen Sie die Näharbeit nicht weg. Lassen Sie mich bitte noch ein bisschen bei Ihnen sitzen, bringen Sie mich nicht ins Bett. Ich schreie auch gewiss nicht, das habe ich nur so gesagt, Weinkrämpfe kann ich ganz gut unterdrücken.

Aus der Schulzeit ist mir kein wirklicher Kummer erinnerlich, da ist überhaupt nichts passiert. Es war nur langweilig, in der Schule hatte ich immer einen Druck zwischen Augen und Nase, so dass ich gähnen musste, darum schaute ich oft nicht ins Buch oder zur Tafel, und dann bekam ich Schelte. Einfach nur Schelte, in der Ecke stehen oder aus dem Zimmer gehen musste fast nie jemand, an dieser Schule war so gut wie nie etwas los. Von der ersten bis zur letzten Klasse hatten wir denselben Lehrer, und alles hatte seine Ordnung. Die Schulbücher gingen von Teil eins bis Teil sechs, in den Schreibheften wurde der Abstand zwischen den blauen Linien jedes Jahr schmaler, die Land- und Lehrkarten für alle Klassen standen geordnet im Kartenschrank, ganz rechts die der Sechstklässler. Das weiß ich noch, weil der Lehrer mir oft auftrug, die Bücher und die Hefte im Schrank zu stapeln, schon damals war ich sehr geschickt mit den Fingern. Der Lehrer war groß, hatte gelbliche Haut und braune Zähne – einmal hat er sich zwei Vorderzähne ziehen lassen, danach musste ich immerzu die dunkle Lücke anstarren, wo sie gewesen waren.

Verrückt – warum erzähle ich Ihnen das?

Von der Schulzeit erinnere ich mich am allerbesten an den grünen Bretterzaun, auf den die Jungen mit Kreide Strichmännchen malten. Ich selber habe



auch an den Zaun gemalt, in der großen Pause, aber nicht mit weißer Kreide, ich hatte schöne Kreidestangen in Rot und Blau, damit habe ich Damen in Schleppkleidern gemalt.

Den Mädchen hat das gut gefallen, aber sie haben nie lange hergeschaut, mir war beim Malen auch wohler, wenn nicht alle zusahen.

Manchmal lehnte ich mit dem Rücken am Zaun, um in die Luft zu gucken und die Sonne zu spüren. Oberhalb des gegenüberliegenden Zauns, zum Himmel hin, begegnete ich einer Reihe sonderbarer Gestalten, sie bildeten das Gesims der alten Provinzverwaltung gegenüber der Schule. Wunder schön war das – in der Mitte stand ein stämmiger Meeresgott, der in ein Horn stieß, mit dick aufgeblasenen Wangen, als wäre er selber der Meereswind – um ihn herum lagen oder saßen Frauen, nackte pralle Frauen, ihre Haare umwehten ihn, und sie hielten offene Muscheln in die Höhe. Ich weiß noch sehr gut, wie zufrieden es mich machte, wenn die grauen Wolken hinter der prächtigen Gruppe sich verzogen und sie vor dem blauen Himmel weiß erschien. Wenn ich lange hinsah, gab es nichts anderes mehr auf der Welt, und ich fuhr auf dem Wellenwagen hinter den weißen Delphinen mit, dort war mein Platz.

Am Ende der großen Pause ging die Glocke, eine

alte gesprungene Glocke, man konnte sie nicht laut läuten, trotzdem erschrak ich manchmal so davon, dass mir schlecht wurde. Noch heute höre ich ihr Bimmeln und sehe meine schwarzen Schnürstiefel, mit denen ich mich dann auf den Klinkern des Schulhofs wiederfand.

Vom Klassenzimmer aus war der Himmel nicht zu sehen, ich erinnere mich nur an graues Licht hinter einem hohen Fenster, auf dem schwarze Fliegen herumkrochen.

Als ich zwölf war, nach der sechsten Klasse, bin ich aus der Schule gekommen. Ich hatte nie das Bedürfnis weiterzulernen, so wie andere Mitschüler, mir war auch nicht klar, dass ich nicht genug für die Welt wusste. Die Welt konnte mich gleich gebrauchen.

Ach, ich wusste aber doch recht viel von der Welt, viel mehr, als man in der Schule lernt. Schön war es aber nicht, so viel zu wissen, man musste zu viel denken, und das ging nur abends im Bett, ansonsten war keine Zeit dafür. Im Bett habe ich über all die Dinge zwischen Männern und Frauen nachgedacht, davon hatten die Mädchen in der Schule es oft – sie tuschelten in stillen Ecken, aber ich mochte nicht mitmachen, weil sie mir zu viel kicherten, das fand ich schon damals sehr hässlich. Mir war auch nie nach Kichern, weil das Ganze Angst machte

und ernst war – ich hatte zu Hause ja oft erlebt, wie Mutter ihre Kinder bekam, dann musste ich die Hebamme holen, weil ich die Älteste war. Und über all das andere konnte ich auch nicht lachen – jeden Gedanken daran schob ich weg. An solche Sachen zu denken kam mir schmutzig und widersinnig vor, Vater und Mutter gaben sich ja nicht einmal einen Kuss, wenn wir dabei waren.

Erst später, als ich schon im Nähatelier arbeitete, wunderte es mich, dass meine Eltern, die einander nie küssten, trotzdem so viele Kinder hatten. Ich war Hilfskraft bei einer Französin, und die strich ihrem Mann übers Haar, wenn er nach Hause kam.

Inzwischen weiß ich natürlich alles von der Welt, viel zu viel, Schwester, ich weiß so viel, dass ich eigentlich tot sein müsste; jeder andere würde an dem sterben, was ich weiß. Und inzwischen weiß ich auch, dass Vater keiner war, der küsst – er hatte nur für sich selber geheiratet.

Keine Ahnung, ob Mutter wusste, dass sie lebend in der Hölle gelandet war. Ich glaube nicht, aber sie hat sich sehr nach dem Himmel gesehnt. Sie hatte eine alte Rückwand von einem christlichen Kalender, es waren Engel in weißen Kleidern darauf. Zu den weißen Engeln hätten eigentlich auch weiße Haarschleifen gehört, aber sie hatten nur grüne Zweige in den Händen.

Die Blätter waren längst alle abgerissen, als Mutter den Kalender endlich in der Wohnstube abhängte, aber dann hat sie ihn in der Küche mit einer Reißzwecke an der Holzwand über der Anrichte festgemacht; dort hat er noch Jahre gehangen, bis er ganz fettig war. Ich habe gesehen, dass sie ihn beim Kartoffelschälen anschaute, ganz flüchtig tat sie das, wie aus einem Gefühl heraus, und dann waren ihre Augen bei den Engeln.

Als ich zwölf war, hatte Mutter neun Kinder, zweiundvierzig war sie da. Vater und Mutter hatten erst spät geheiratet, weil es zu ihrer Zeit eine Schande war, Möbel auf Raten zu kaufen. Ich habe meine Mutter nur mit grauen Haaren gekannt.

Ein Jahr war ich zu Hause, um von ihr den Haushalt zu lernen, Vater wollte das so. Erst dachte ich, das wäre besser als die Schule, weil man sich die Arbeit selber einteilen kann. Aber es wurde viel schlimmer; in der Schule stand im Voraus fest, dass die Arbeit nie aufhört, darum gönnte ich mir Zeit, mal nicht ins Buch zu schauen. Zu Hause dagegen freute ich mich anfangs immer ein wenig darauf, dass ich vielleicht Zeit für etwas Schönes hätte, wenn die Arbeit erst einmal getan war. Darum beeilte ich mich, aber kaum war ich fertig, gab es etwas anderes zu tun, an das ich nicht gedacht hatte, Mutter aber schon.

Schwester, das kennt ihr nicht, reiche und vornehme Leute kennen das nicht, und Krankenschwestern und alle, die wissen, dass sie nach der Arbeit ausruhen dürfen, kennen das nicht – wie sollten sie auch? Es ist solch eine furchtbare Enttäuschung, wenn der Augenblick bevorsteht, dass man ein Weilchen nichts tun muss oder ein bisschen herumlaufen oder mit jemandem reden kann, der auch nichts tut – und plötzlich kriegt man wieder neue Arbeit hingestellt und muss sie machen, weil man ja weiß, es geht nicht anders. Besonders, wenn man erst dreizehn ist.

Es war ganz furchtbar, das weiß ich noch genau, ich war ja kein richtiges Kind mehr. Damals habe ich versucht, mich zu vergiften. Ich habe von einer ganzen Schachtel Streichhölzer die Köpfe aufgegessen, weil ich glaubte, dann würde ich von dem Phosphor sterben – dass Phosphor giftig ist, hatte ich in der Schule gelernt. Aber es hat nicht geklappt, vermutlich hatte der Lehrer übertrieben, ich habe nur Magenschmerzen bekommen.

Wenn Vaters Unfall nicht passiert wäre, hätte ich wahrscheinlich für immer zu Hause bleiben und Mutter helfen müssen. Vater strich gerade das Dachgesims der reformierten Kirche, da riss das Seil, an dem seine Malerbank hing. Es war ein tiefer Sturz; es sei ein wahres Wunder, hieß es im Kran-

kenhaus, dass er noch lebte, aber arbeiten konnte er nie mehr. Mutter bekam natürlich Unterstützung von der Armenfürsorge und der Diakonie, aber als die Herren erfuhren, dass ich ihr im Haushalt half, meinten sie, ich solle besser Geld verdienen, darum hat Mutter mich als Laufmädchen bei dieser Französin untergebracht.

Schwester, Sie haben sich nie als schlecht empfunden, das sehe ich Ihnen an, Ihre Haut hat eine so gesunde Farbe, und Ihr Haar ist ordentlich gescheitelt. Vielleicht haben Sie ja einen Pfarrer zum Vater, der stolz darauf ist, dass Sie in der Welt Gutes tun.

Können Sie sich vorstellen, dass ich in der Kirche gebetet habe, Gott möge meinen Vater nicht mehr gesund machen, weil ich sonst wieder nach Hause zurückgemusst hätte?

Aha, jetzt haben Sie mich angeschaut. Ja, Schwester, so schlecht war ich. Aber ich habe es nicht bereut, auch jetzt bereue ich es nicht, ich war wenigstens ehrlich zu Gott. Hätte ich gebetet, er möge meinen Vater wieder gesund machen, dann hätte ich ihn belogen. Ich hatte kein Mitleid mit Vater, er musste liegen, das war alles. Ich hatte kein Mitleid, er bekam jeden Tag sein Beefsteak oder sein Kotelett, wir alle schauten ihm beim Essen zu, aber nie ließ er jemanden probieren. Und die Gläubigen kamen ihn besuchen – er war Kirchenältester ge-

wesen. Allmählich veränderten sich seine Arbeits-  
hände, sie wurden weiß und fein, und auch seine  
Stimme wurde feiner, damit sprach er über die Bi-  
bel wie der Pfarrer – da nannten sie ihn einen »Er-  
weckten«, und die Notarsfrau brachte eingemachte  
Kirschen.

Erst vor vier Jahren ist er gestorben, er war drei-  
undzwanzig Jahre bettlägerig, und in der Anzeige  
stand, er hätte sein Leiden geduldig getragen.

Aber ich sage Ihnen, Schwester, gelitten hat er  
nicht, er hat sein Leben genossen, er hat gemäch-  
lich gegessen und getrunken, was die Leute ihm  
brachten, und ihnen schöne Worte gesagt, im Wis-  
sen, dass er ein »Erwecker« war. Und als er schon  
fünf Jahre lag, bekam Mutter noch ein Kind. Ihr  
zehntes. Das war Lientje.

Sie brauchen nicht laut Ihre Stiche zu zählen. Ihnen  
ist es ja doch egal, ob ich rede oder schweige. Ich  
rede auch bloß für mich selber, weil ich sicher sein  
will, nicht verrückt zu sein.

Trotzdem ist etwas an Ihre Ohren gedrungen –  
sonst würden Sie nicht Stiche zählen.

Jetzt geht es weiter. Nein, Sie brauchen mich  
nicht anzuschauen. Mit Ihnen habe ich auch kein  
Mitleid. Um sechs ist Ihr Dienst vorbei, dann kön-  
nen Sie im Schwesternzimmer Ihre Brote essen.

Und wenn Sie morgen früh in Ihrer Schwesterntracht die Straße entlanggehen, haben die Leute Respekt vor Ihnen – aber sie wissen nicht, dass Sie Angst haben, einem unglücklichen Menschen zuzuhören. Warum, in Gottes Namen, geben Sie keine Antwort?

Wenn ich Ihnen alles von mir und der Welt erzählen wollte – so, wie ich es Gott erzählen würde, wenn ich wüsste, dass er Ohren hat ...

Ah, jetzt runzeln Sie die Stirn – jetzt hören Sie zu. Gott aber nicht, der hört nicht zu. Das nehme ich ihm nicht übel – es wäre ja zu furchtbar, wenn er der ganzen Welt zuhören müsste. Ich könnte das auch nicht.

Sehen Sie, das ist auch so etwas, das man mir in der Schule nicht beigebracht hat, ich habe es mir abends im Bett überlegt, wenn ich wegen des Lebertrangeschmacks nicht einschlafen konnte. Seit meiner Schulzeit weiß ich sicher, dass Gott nicht zuhört.

In unserer Klasse begann der Lehrer den Unterricht um neun mit einem Gebet, so wie jeder Lehrer und jede Lehrerin in der Schule. Das war in allen christlichen Schulen der Stadt so. Und der Lehrer betete so hässlich, ich merkte, dass er währenddessen prüfte, ob unsere Schwämme und Griffel bereitlagen und wir auch alle mitbeteten. Ich



konnte nie mitbeten, weil seine braunen Zähne so auf dem zähen Morgengebete herumkauten.

Was, wenn Gott sich all die vielen Morgengebete anhören müsste? Und gleichzeitig auf die Jungen achten, die dabei Murmeln in ihren Hosentaschen zählen, oder auf die Mädchen, die sich gegenseitig kneifen? Das wäre doch ganz furchtbar für Gott.

Und wenn sonntags in der Kirche die reichen Damen mit ihren neuen Sommerhüten hochauferichtet dastanden und sangen oder wenn ich mit Vater und Mutter zur Zeltmission ging, wo geschrien wurde, dann wusste ich ganz gewiss, dass Gott wegschaute und sich die Ohren zuhielt.

Dumm, das bleibt einem für immer. Wenn mein Kummer mich fast zerriss, habe ich vor meinem Bett auf den Knien gelegen, Schwester, das Gesicht in die Tagesdecke gedrückt, wie man das in seinem Elend so macht – die richtigen Worte habe ich aber nie mehr gefunden, ich wusste ja nicht, ob ich zu jemandem spreche, der zuhört.

Man hat es mir verdorben. Schwester, es ist einfach furchtbar, sie haben es zusammen für jeden einzelnen Menschen verdorben. Gott blickt nicht mehr zu den Menschen herab, sondern über den Himmel, wo die Sterne wandern.

Schauen Sie doch mal hoch, Schwester, sehen Sie, dass sich die Sterne hinter den Gittermaschen ver-

schoben haben? Dass eine Sommernacht so blau sein kann, grünblau wie das Wasser und der Himmel zugleich. Jetzt schwimmen die Sterne am Himmel wie Seerosen auf einem Teich im Park – wäre ich jetzt auf der anderen Seite des Gitters, würde ich meine Hände hochhalten und warten, ob ein Stern hineinfällt.

Vielleicht wäre es ja möglich – wenn Gott ein Wunder tun will. Unter solch einem Nachthimmel hat Hannes zum ersten Mal seine Hand auf meine Brust gelegt ...

Gott, Schwester, ich weiß, dass ich Ihnen von Hannes erzählen werde, ich spüre, wie die Worte kommen – dabei will ich es nicht erzählen, Schwester – das dürfen Sie nicht wissen, es gehört nur mir allein. Aber von allem anderen erzähle ich, die kleinen Sachen aus der Kinderzeit habe ich ja schon erzählt, nun sind da noch viele andere, dann irgendwann kommt Hannes doch – er war das Ende von allem.

Jetzt geht es weiter, aber vor Hannes kommt noch vieles andere, es könnte gut sein, dass ich die ganze Nacht davon rede – wenn dann um sechs die Tagschwester kommt, wissen Sie immer noch nichts über Hannes.

Jetzt bin ich am Anfang von allem anderen.

Ich ging allein in die Welt hinaus, die Zeit zu Hause lag hinter mir. Ich war dreizehn Jahre alt und wusste, dass ich große braune Augen hatte, das Weiß bläulich wie Porzellan, und meine Haare waren schwarz, ganz glatt und glänzend. Ich war schon nicht mehr so bleich und bekam allmählich Rundungen, nur meine Beine und Arme waren noch kindlich dünn. Wie ich damals aussah, weiß ich gut, weil ich im Atelier der Französin einem großen Spiegel direkt gegenüber saß. Der hatte zwar ein paar blinde Stellen, aber man konnte sich in dem glatten Glas doch recht deutlich sehen. Bei uns zu Hause hing nur ein kleiner fleckiger Spiegel über dem Spülstein.

Gegenüber dem großen Ankleidespiegel habe ich bestimmt Tausende Haken und Ösen an alle möglichen Kleider genäht, und jedes neue, aus einem anderen Stoff und in einer anderen Farbe, hielt ich, ehe ich es auf den Schoß nahm, kurz hoch, um zu prüfen, wie es mir zu Gesicht stand. Das war erst ganz wunderbar und eine Zeitlang das größte Vergnügen für mich, meine Augen und mein Haar über diesen eleganten Kleidern zu sehen. Vor allem war es abenteuerlich; wenn das Spiegelmädchen mich anblickte, wusste ich mit einem Mal, dass mein eigenes verwaschenes Kleid nur ein Traum

war und all die feinen weichen Stoffe, die über meinen Schoß gingen, für mich aufbewahrt würden, damit ich sie später, wenn ich wach wurde, tragen könnte.

Wenn ich mit der großen Spanschachtel unterwegs war, um Kleider wegzubringen, machte es mich überhaupt nicht traurig, dass mein eigenes Kleid altmodisch und schmucklos war, ich malte mir aus, was ich tragen würde, wenn ich einmal aus all den schönen Kleidern freie Auswahl hätte.

Damals machte ich den Nachhauseweg oft zusammen mit dem Dienstmädchen vom Fischgeschäft neben dem Atelier. Wir wohnten im gleichen Viertel, es war kein besonderes Viertel, nach Vaters Unfall hatte Mutter in eine ärmliche Straße umziehen müssen, weil sie die Zins- und Tilgungsraten für das gediegene Bürgerhaus nicht mehr aufbringen konnte.

Wir kannten einander nur von der Straße, hatten uns nie gegenseitig besucht, aber wir wussten, dass keine von uns es zu Hause üppig hatte. Trotzdem schwärmten wir einander von dem Luxus vor, in dem wir lebten. Wahrscheinlich glaubte sie meine Geschichten nicht – ich glaubte ihre jedenfalls nicht. Ich behauptete zum Beispiel, in meinem Kleiderschrank würden drei seidene Abendkleider hängen, ein rosafarbenes, ein hellblaues und ein

weißes; wenn ich die Kleider beschrieb, wurden sie mit jedem Mal anmutiger, dann dachte ich mir noch vergoldete Schuhe und eine Seidenstola dazu aus, das war mir ein Genuss. Sie wiederum erzählte von dem Festessen, das ihre Mutter sonntagmittags kochte, sie aß Lachs mit Mayonnaise und Austern als Vorspeise, später trank sie sogar Champagner.

Am schönsten war aber nicht das Zuhören, am schönsten war das Erzählen. Während sie mit den Fingern anzeigte, wie dick der gebratene Aal war, entwarf ich für mich einen Abendmantel aus lila Damast.

Als ich fünfzehn wurde, machten die älteren Näherinnen im Atelier gemeinsam ein Samtkleid für mich, aber es war aus Baumwollsamt, ich erschrak, als ich am Morgen meines Geburtstags das Geschenk auf meinem Stuhl vorfand – der Samt fühlte sich rauh an. Ich konnte mich nicht bedanken, aber das fiel niemandem auf, sie freuten sich so über die Überraschung. Mutter ist tags darauf hingegangen und hat sich bedankt; wenn wir etwas bekommen hatten, fragte sie immer: »Hast du dich auch bedankt?«

Zu Hause war so viel, für das man danken musste, fast alles. Die Kinder trugen abgelegte Sachen von besseren Leuten, die Bohnen und Erbsen kamen von der Armenfürsorge und die Miete von der Ge-

meinde. Mutter verdiente das Brot für uns alle, weil ihr das Danken nicht schwerfiel.

Mir schon, ich konnte das nicht – ich sei ein schwieriges Kind, sagten die Leute. Ich habe auch fast nie abgelegte Sachen getragen, für mich war meistens nichts in den Paketen, darum musste Mutter mir immer wieder mal Stoff auf dem Markt kaufen. Sie freute sich sehr über das Kleid aus braunem Baumwollsamt.

Mich hat dieses Kleid an meinem fünfzehnten Geburtstag zu einer Erwachsenen gemacht.

Die anderen waren so angetan von ihrem Geschenk, sie wollten, dass ich das Kleid auf der Stelle anprobierte. Sie zogen mir die verschossene Bluse und den Rock aus, und dann sah ich mich in meiner gelben Baumwollunterwäsche im Spiegel – ich war es selber – kein Spiegelmädchen, das mich anschaute.

Sie zogen mir das braune Samtkleid über, und auf einmal war ich ärmlich gekleidet. Ich konnte sehen, wie es geschah – so oft hatte ich mein Gesicht in diesem Spiegel über glänzender schmiegsamer Seide gesehen, und nun starrten meine Augen mich über dem harten stumpfen Baumwollsamt an – da wusste ich: Das war ich und niemand anderes, das älteste Kind aus einer Familie, die von Almosen lebte – und zugleich war mir klar, dass ich

mich jetzt freuen musste. Aber das konnte ich nicht, ich freute mich nicht, sondern hatte endgültig begriffen, dass Armsein hässlich ist.

Am Nachmittag brachten sie mir noch eine Haarschleife, eine dunkelrote, die farblich überhaupt nicht zu dem Kleid passte. Nachdem sie mir die Schleife ins Haar gebunden hatten, traute ich mich nicht mehr, in den Spiegel zu schauen. Wenn ihr uns sonntags einen Nachtschisch spendiert, schaudert es mich beim Anblick der Soßenlache um den Pudding herum, die Haarschleife war genauso johannisbeerrot – ich musste sie tragen, bis sie fadenscheinig und zerfranst war.

Auf meinem Platz dem Spiegel gegenüber saß ich noch bis zum achtzehnten Lebensjahr, dem Spieglmädchen bin ich aber nie mehr begegnet, ich sah nur noch mich selber. Und auch wenn ich mir die schönsten Gewänder anhielt, wusste ich stets, dass sie für andere bestimmt waren.

Aber abfinden konnte ich mich damit nicht, ich sehnte mich furchtbar danach, schön gekleidet zu sein; ich war so unzufrieden, dass es weh tat. Wenn ich auf die schwarzen Schuhe hinabschaute, die Mutter bei einem Flickschuster frisch hergerichtet gekauft hatte, drückte mich das harte Leder an den Füßen, und in meinem Wintermantel, aus dem ich herausgewachsen war, fror ich ständig, weil wir

im Atelier weiche leichte Pelzmäntel mit Satin fütterten.

Schwester, all so was kennen Sie nicht, Sie hatten immer hübsche adrette Kleider – nicht zu auffällig, versteht sich, das sehe ich Ihnen an – aber bestimmt durften Sie manchmal mit Ihrer Mutter oder großen Schwester im Geschäft einen Hut oder Mantel kaufen gehen und aus einer großen Auswahl so lange Sachen anprobieren, bis Ihnen Ihr Spiegelbild gefiel.

Mutter hielt tagsüber auf dem Markt Ausschau nach Stoffen für mich, und wenn ich abends nach Hause kam, lag da, was sie am günstigsten erstanden hatte. Daraus durfte ich mir dann etwas nähen. Ich hatte zwar geschickte Finger, aber Mutter fand immer die billigen Stoffe schön. Sie wissen nicht, wie es einen niederdrückt, abendlang an einem neuen Kleid genäht zu haben, und wenn es fertig ist, in einem Schaufenster sein Spiegelbild zu sehen und zu erkennen, dass man genauso ärmlich daherkommt wie in dem alten verschlissenen Kleid. Das wissen Sie nicht, und die Leute wissen auch nicht, wie einem das zusetzt, wenn man jung ist. Wenn sie es wüssten, denke ich manchmal, dann würden sie etwas für all die mageren Mädchen tun, die auf schiefgelaufenen Absätzen an den Schaufenstern entlanggehen und Sachen betrachten, die sie nicht



kaufen können. Schließlich spenden die Leute doch auch für die Speisung der Schulkinder, oder?

Ach, das sage ich nur so dahin – die Leute werden schon selber wissen, was sie tun. Ich habe es jedenfalls nicht ausgehalten, und als ich achtzehn war, bin ich mit einem Handelsvertreter gegangen, der mir Geld gab.

Und doch war ich nicht schlecht. Schlechtsein ist hässlich, ich habe nichts Hässliches getan.

Wäre ich mit Jungen zum Deich gegangen, dann wäre ich mir schlecht und schmutzig vorgekommen. Die Mädchen und Jungen aus unserer Gegend gingen abends dorthin, ein Nachbarsmädchen hat mir erzählt, dass sie dann allerhand Scheußlichkeiten miteinander anstellten. Sicher, sie waren jung und hatten noch nie im Leben etwas sattgehabt, darum waren sie körperlich hungrig und gierig. Heute verstehe ich das gut, aber damals habe ich die Nase gerümpft. Mit so etwas Abscheulichem wollte ich nichts zu schaffen haben, sagte ich zu dem Mädchen, daraufhin haben sie mich alle erst gepiesackt und aufgezogen und später links liegenlassen.

Einer der Jungen allerdings ist mir noch eine Zeitlang nachgelaufen, er war groß und hatte weiß-blondes Haar, er wohnte in unserer Straße und passte mich oft ab, wenn ich abends vom Atelier

kam. Seine Schultern waren breit und seine Hände rot, er lernte bei einem Maurer. Wenn er seine Arbeitskleidung nicht anhatte, fiel richtig auf, wie unbeholfen er war; er wusste nicht, wohin mit sich. Ging er neben mir her, dann beugte er sich zu mir herab, als würde er mich brauchen, aber ich hatte Angst vor ihm, deswegen schlüpfte ich rasch durch die Tür, wenn wir zu unserem Haus kamen.

Ein paar Monate lang ging das so, er lief neben mir her, ohne ein Wort zu sagen, aber dann kam er nicht mehr, weil das Dienstmädchen vom Fischgeschäft keine Bedenken hatte, mit ihm zum Deich zu gehen. Da tat es mir doch leid, dass ich wieder allein gehen musste.